

# Über das Erhalten von Altertüchern

Autor(en): **Wölfflin, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 12

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748256>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

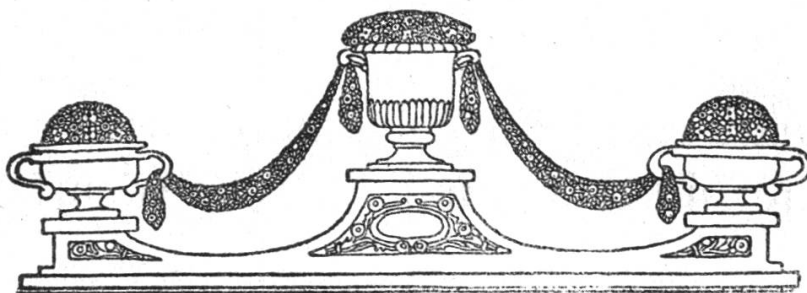
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Frau Sehnsucht lingt zum Harfenklang  
Ihr Zauberlied; das rührt ans Herz.  
Glühwürmchen sprühen den Weg entlang.  
Dir ist so wunderbar, so bang, —  
Ist's Glück, was dich bewegt? Ist's Schmerz?

Die Klänge leis im Wind vergehn . . .  
Da packt es dich mit Allgewalt:  
Es ist, bei Sternenlicht belehnt,  
Dein Leben ein Zurneigegeh'n,  
Ein Hornstoß, der im Wald verhallt.

Alfred Beetschen.



## Über das Erhalten von Altertümern.

Von Heinrich Wölfflin.

**W**ie kommt es eigentlich? Nie ist eifriger alte Kunst gesammelt worden als in den letzten Jahrzehnten, große Museen sind entstanden, es ist Anstandssache geworden, von Kunstgeschichte etwas zu wissen oder wenigstens die „Stile“ unterscheiden zu können, und nie hat doch der allgemeine Geschmack tiefer gestanden als eben in den letzten dreißig oder fünfzig Jahren. Einzelne Menschen von vorzüglicher künstlerischer Kultur gab es natürlich immer, selbstverständlich, aber von der Durchschnittsempfindung für ästhetische Dinge wird jetzt geurteilt, sie sei so barbarisch gewesen wie seit tausend Jahren nicht mehr, und das ist keine allzustarke Übertreibung. Woher käme sonst die nackte

Häßlichkeit und Öde der damals gewachsenen Städte und Stadtquartiere? Woher die trostlose Unwohnlichkeit des bürgerlichen Hauses, an die sich die Menschen gewöhnt haben wie an etwas Selbstverständliches? Wie wäre es sonst möglich, daß aus dem eigentlichen Fest- und Freudenraum des Hauses die Banalität des „Salons“ geworden ist, ein Ort des Schreckens: so gänzlich seelenlos, erkältend bis ins Innerste pflegen diese Räume zu wirken.

Das Wissen von Kunstfachen hat sehr an Verbreitung gewonnen und man gibt große Summen aus, Kunstaltertümer zu erhalten und in Museen zu zeigen, aber in gleichem Maße scheint sich die Kunst aus dem Leben zurückgezogen zu haben.

Es wäre falsch, hier einzig das Verhältnis von Ursache und Wirkung anzunehmen, aber ein Zusammenhang zwischen dem Allgemeinwerden der historischen Kunstbetrachtung und dem Niedergang der künstlerischen Kultur besteht allerdings. In ungesunder Weise ist die Aufmerksamkeit von der künstlerischen Qualität auf den besondern „Stil“ abgezogen worden. Man pflegt sich nur noch dafür zu interessieren, ob das Stück gotisch oder barock sei, Louis XIV. oder Louis XV., und die Frage nach dem Gut und Nichtgut ganz nebensächlich zu behandeln. Bei einem Sammler ist ein derartig einseitiger Gesichtspunkt nicht weiter gefährlich, denn er schadet wenigstens nur ihm selber, auf die Produktion aber hat diese künstlerische Halbbildung verwüstend gewirkt. Die Gestaltungskraft wurde von Anfang an in ihrer natürlichen Entwicklung unterbunden, die Muster aus allen Jahrhunderten bedrängten den Sinn, bestimmte historische „Motive“ ersetzten die künstlerische Form. Renaissancegiebel über den Fenstern und ein italienisches Kranzgesims machten ein Haus „schön“, gleichgültig wie es im übrigen gestaltet war, und mit Schnecken und gewundenen Füßen wurden „antike“ Möbel hergestellt, die neben echten wie verwilderte Bastarde ausahen, vor denen sich aber in der bürgerlichen Wohnung die schlicht empfundenen und gut durchgeführten Stücke „vom Großvater her“ zurückziehen mußten.

Und das alles hat geschehen können, trotzdem wir unsere Museen und Vorbildersammlungen haben, wo lauter erlesene Sachen beisammen stehen. Es scheint doch, daß das Gute nicht so ohne weiteres für sich selbst spricht. Oder liegt der Fehler im System dieser öffentlichen Schaustellungen? Tatsache ist, daß sie sich als Bildungsanstalten schlecht bewährt haben. Das Motiwissen und die antiquarische Kennerchaft sind groß geworden dabei, die künstlerische Bildung nicht. Und das wird so bleiben, solange die Museen nur Magazine sind, wo die Gegenstände, ihrer natürlichen Umgebung beraubt, notwendig falsch wirken.

Steht da irgendwo in einem Bauernhaus ein alter Schrank, kurz und breitschulterig; er sieht so behaglich aus, so wohl ist ihm in seinem

Winkel, man meint, er müßte schnurren wie eine Kage hinter dem Ofen. Der Schrank wird für ein Museum erworben. Ist es wirklich noch derselbe? In hellem hohem Raum, zusammengeordnet mit andern Schränken, hat er seine Wirkung vollständig verloren. Was in der niedrigen, dämmrigen Stube lebendig und gemütlich war, sieht jetzt tot und grob aus. In der Situation lag die Stimmung, nicht im Kasten an sich. Sobald die Situation zerstört ist, hört die Wirkung auf.

Das ist keine neue Weisheit. Einzelne große Museen haben das Prinzip auch praktisch anerkannt und den Ausstellungsgegenständen die Atmosphäre künstlich wieder geschaffen, aus der sie kommen und in der sie allein atmen können, und doch wird immer wieder dagegen gesündigt und in der guten Absicht, zu „retten“, unendlich viel natürliche Schönheit zerstört. Denn wer ist imstande, den verpflanzten Stücken von sich aus ihr Milieu zu ergänzen?

Für das Laienpublikum bedeutet eine falsche Aufstellung soviel wie Erziehung zur Augenroheit, die Folge für das Kunsthandwerk aber ist eben jene sinnlose Verschleppung von Motiven, die nur an einem bestimmten Ort und in einem bestimmten Zusammenhang gut sind, das dilettantische Haft an Details und Einzelwiken, und die Entwöhnung von den räumlichen Gesamtwirkungen. Die kunstgewerblichen „Vorbildersammlungen“ sind wesentlich schuld an dem Ruin jener still gestaltenden Raumkunst, die in früheren Generationen auch ein ganz bescheidenes Zimmer-Ensemble so reizvoll und wohnlich machte.

Aber wir konservieren ja auch ganze architektonische Organismen, Kirchen und Profanbauten in ihrer vollen Existenz! Gewiß, aber die Forderung bleibt dieselbe: das größte Gebäude ist kein Ganzes ohne seine räumliche Umgebung. Das Erhalten einer Architektur, die in einem künstlerischen Zeitalter aus einer bestimmten Situation heraus und für eine bestimmte Ansicht gebaut worden ist, hat seinen ästhetischen Wert nur dann, wenn eben auch diese räumlichen Bedingungen dieselben bleiben. Wird ein Erkerhäuschen, das in einem Winkel stand, in die Flucht einer neuen großen Straße hineingezogen, so kann sich seine Wirkung so verkehren, daß aus dem Sinn Unsinn wird. Das weiß jedermann, aber auch ein Tor, das freigelegt wird, hat damit das Wesentliche seines Charakters verloren. Es wird immer noch eindrucksvoller sein als eine bloße Tafel: „Hier stand —“, aber künstlerisch ist es eine Halbheit.

Man soll sich das eingestehen, auch wenn man zugeben muß, daß die Verhältnisse für ein künstlerisch lebendiges Konservieren hier wesentlich schwieriger liegen als bei bloßen Möbeln. Der Sinn für die größern Zusammenhänge hat auch hier erst wieder geweckt werden müssen. Auch hier hat der künstlerische Dilettantismus die längste Zeit sein Genügen

am Einzelmotiv gefunden, als ob das was Rechtes wäre, da ein Türmchen zu erhalten und dort eine kleine Fassade ohne ihre Situation. In vielen Fällen sind aber die Schwierigkeiten für Wahrung des originalen Raumeindrucks nicht unüberwindlich. Man kann zu Seiten eines alten Lores neue Fahrbahnen schaffen und diese Fahrbahnen so überbauen, daß trotzdem wieder ein geschlossenes Bild entsteht, und wenn der Geist der Stadtverwaltung nicht gar zu amerikanisch ist, so könnte manches Plätzchen und mancher Einsprung an der Straße gerettet werden, an dem eine alte Architekturwirkung hängt, ohne daß der Verkehr Schaden litte.

Man denkt aber überhaupt viel zuviel bloß an Fassaden und Lore, wenn man von der Erhaltung alter Städtebilder spricht. Es gibt Raumschönheiten ohne besondere architektonische Ausbildung, die ebenso geschont sein wollen. Darin liegt ja eben der Zauber altertümlich gebliebener Orte: die große Menge von charaktervollen Situationen, die Mannigfaltigkeit der Motive in Wegführung und Platzbildung, die gegenüber der nichtsagenden Monotonie moderner Stadtanlagen der Seele so viel Nahrung geben.

Über solche Dinge handelt klug und anschaulich das neueste Buch von Schulze-Naumburg „Städtebau“<sup>1</sup>, das all unseren Freunden des Heimatschutzes aufs eindringlichste empfohlen sei. Sie werden es mit um so größerer Freude lesen, je mehr sie merken, wie reich unsere Schweizer Städte trotz allem noch sind an unberührter alter Schönheit.

<sup>1</sup> P. Schulze-Naumburg, Kulturarbeiten: Bd. 4, Städtebau. Mit gegen 300 Abbildungen (Mk. 6.50).

